Zwei kurze Phantasiegeschichten zu einer tief empfundenen Heimatlosigkeit:

von Hans-Dieter Bottke

In den beiden nachfolgenden Abschnitten werden anhand ausgedachter, aber dennoch realitätsnaher Schicksale zweier Menschen Gefühle tief empfundener Heimatlosigkeit geschildert. Hinzu tritt die Hoffnungslosigkeit, diesem aus ihrer Sicht unabwendbaren Schicksal entrinnen zu können: Heimat- und Hoffnungslosigkeit gehen eine bedrohliche Verbindung ein, Gefühle der Leere, Trost- und Sinnlosigkeit haben sich bereits tief in ihr Bewusstsein eingegraben.
Mithilfe solcher erdachten Geschichten soll ein in dieser Gesellschaft weit verbreitetes Gefühl von Heimatlosigkeit so beleuchtet werden, dass sich Menschen mit ihren jeweils ganz eigenen Empfindungen, ihren Nöten, Sorgen und Ängsten wiederfinden und damit auch ernst genommen fühlen. Letztlich muss sich anhand der Leserreaktionen zeigen, wie gut dies wirklich gelungen ist.

Erste Phantasiegeschichte: Lagerarbeiter, wohnhaft in einer Hochhaussiedlung am Stadtrand:

Heimat, eine immer weiter verblassende, wehmütige Erinnerung an unbeschwerte Kindheitstage in seinem Dorf und der wunderbaren Natur rundherum. Mit der Hochhaussiedlung hatten solche Heimatgefühle nun wahrlich nichts, aber auch rein gar nichts gemein. So gut wie alles hier löste eine negative Fremdheit aus, in der es für ihn, wie wahrscheinlich für die allermeisten, kein wirkliches ‚Zu-Hause-sein', keine Geborgenheit geben konnte. Und das Schlimmste dabei war: Es fehlte die Aussicht auf eine bessere Zukunft!
Im Lager des internationalen Versandhändlers am Rande der Stadt arbeitete er seit etwas mehr als drei Jahren. Zu mehr hatte er es mit Ende Zwanzig und einem schlechten Hauptschulabschluss nicht gebracht. Er war auf dem Land aufgewachsen, bevor er sein Glück in der Stadt suchte. Spätestens seit dem plötzlichen Unfalltod seiner Eltern vor fast fünf Jahren bestanden so gut wie keine Kontakte mehr zu seinem Heimatdorf. Er wohnte in einer kleinen Wohnung im achten Stock einer Hochaussiedlung am Rande der Stadt unweit seines Arbeitsplatzes. Es war häufig sehr laut, die Häuser und Außenanlagen in keinem guten Zustand. Es lebten hier Menschen aus aller Herren

Länder, oft arbeitslos oder in schlecht bezahlten Jobs wie er selbst. Neben dieser trostlosen Umgebung, in der er wohnen musste, weil er sich nichts anderes leisten konnte, zog ihn ein Gedanke noch viel mehr nach unten: Es war keine Besserung in Sicht. Sein Leben würde aller Voraussicht nach so mies weitergehen, vielleicht noch schlechter, wenn er seinen Arbeitsplatz verlor.
Beim Grübeln in seiner Wohnung haderte er weiter mit sich und seiner Situation: Was konnte jemand wie er einer Frau überhaupt bieten? Ein einfacher Arbeiter, eher Hilfs- als Facharbeiter, ohne Aussicht auf eine auch nur etwas bessere Zukunft. Allein schon wie und wo er wohnte, in einem Loch in jener heruntergekommenen Hochhaussiedlung. An diesem Abend überkam ihn die Trostlosigkeit mit einer bisher unbekannten Härte. Er sah einfach keinen Weg, aus dieser Misere herauszukommen.
In der Wohnung über ihm stritt sich wieder einmal das Ehepaar in unüberhörbarer Lautstärke und einer ihm unbekannten Sprache. Ihn überkamen Gefühle der völligen Fremdheit und vor allem auch Sinnlosigkeit seines Lebens. Hinzu kam die Scham, es zu nichts Besserem im Leben gebracht zu haben. War er letztlich selber schuld? Hätte er in der Schule besser aufpassen, lernen und sich anstrengen müssen? Jetzt schien alles zu spät zu sein. Er hatte sein Heimatdorf vor vielen Jahren verlassen, weil es dort keine Arbeit gab. Seine Kindheit und Jugend bis zum Schulabschluss waren – vor allem in der Rückschau – wunderbare Jahre. Er fühlte sich geborgen, tobte mit Freunden in der schönen Natur umher, feierte die Dorffeste und spielte seine Streiche. Nur die Schule war ihm immer eine Last, die er aber an den Nachmittagen, den Wochenenden und in den Ferien vergessen konnte.
Aber nach dem Hauptschulabschluss verdüsterte sich sein Leben schlagartig: Er fand keine Lehrstelle und musste an Maßnahmen des Arbeitsamtes teilnehmen. Er erhielt danach immer wieder einige sehr schlecht bezahlte Gelegenheitsjobs und wohnte noch bei den Eltern. Seine Schulfreunde hingegen waren entweder weggezogen oder hatten in der Umgebung einen festen Arbeitsplatz gefunden. Er selber fiel im Vergleich zu ihnen immer weiter zurück und schämte sich dafür. Schließlich hielt ihn nichts mehr in seiner früher so geliebten Heimat und er zog in die Stadt, wo er seinen jetzigen Arbeitsplatz fand.
Nach dem plötzlichen Unfalltod seiner Eltern und deren Begräbnis auf dem Dorffriedhof brachen die letzten Kontakte in seine alte Heimat

völlig ab. Und so saß er nun hier und fragte sich wieder und wieder, was er hätte anders machen sollen, ja müssen?! Und vor allem: Was sollte er jetzt und in nächster Zukunft unternehmen? Konnte es überhaupt eine gute Zukunft für ihn geben?“

Zweite Phantasiegeschichte einer Rentnerin in einer ihr fremd gewordenen Stadt:

Sie lebt in ihrem Stadtteil in der Großstadt seit ihrer Jugend, also deutlich mehr als ein halbes Jahrhundert. Einst war das ihr Kiez, ihr Zuhause: Nach ihrer Heirat war sie bei ihren Eltern, die selbst schon in diesem Stadtteil ihr halbes Leben verbracht hatten, ausgezogen und lebte mit ihrem Mann und den zwei Kindern in ihrer heutigen Wohnung zur Miete. Ihr Mann starb bereits vor gut zehn Jahren. Vorher waren bereits ihre Kinder weggezogen, weit weg, wegen der Arbeit, aber nicht nur deswegen. Kontakte beschränken sich im wesentlichen auf regelmäßige Telefonate. Große Familientreffen mit ihren Enkeln sind rare Ausnahmen und zugleich Höhepunkte im Jahr, vielleicht ein bis zweimal. Mit ihrer Rente kommt sie gerade so aus.

Sie fühlt sich zunehmend einsam, nicht nur wegen der weit weg wohnenden Kinder und Enkel, sondern hinzu kommen die aus ihrer Sicht dramatischen Veränderungen in ihrem Kiez: Vor ein paar Jahrzehnten schon begann der Zuzug von Ausländern merklich zu steigen. Zunächst waren es Menschen aus dem Süden Europas, Italiener vor allem. Dann kamen Leute aus dem ehemaligen Jugoslawien und etwas später auch aus anderen Balkanländern. Etwa zur gleichen Zeit stieg die Zahl jener, die aus muslimischen Ländern, wie vor allem der Türkei sowie aus dem Libanon und einigen nordafrikanischen Staaten zuzogen, geradezu rasant an. Fast im gleichen Ausmaß nahm die Zahl der einheimischen Deutschen ebenso dramatisch ab: Entweder zogen sie weg, wie ihre eigenen Kinder oder starben, wie ihr Mann. An neuen Zuzug von Deutschen kann sie sich nicht erinnern, außer vielleicht einige Sozialhilfeempfänger, die das Amt gewissermaßen hierher zwang, weil die Mieten deutlich niedriger als in anderen Stadtteilen waren. Das Bild ihres einst geliebten Kiezes hatte sich komplett gewandelt: Anstelle des alten Metzgers war ein arabischer Fleischhändler getreten, der alte Tante Emma Laden war schon vor langer Zeit zunächst der Supermarktkonkurrenz gewichen. Kurz danach fanden sich alle möglichen Obst- und sonstige Lebens-

mittelläden aus aller Herren Länder in ihrem Kiez ein. Und als ihr Friseur in Rente ging, übernahm einer aus der Türkei sein Geschäft. All diese Neuankömmlinge behandelten sie durchaus freundlich, ja oftmals sogar sehr zuvorkommend. Es waren in der Regel durchaus nette und auch fleißige Leute. Aber dennoch fand sie keinen wirklichen Zugang zu ihnen. Es schien so, als ob zwischen ihr und jenen Zugezogenen eine unüberwindbare, unsichtbare Mauer stand, die lediglich eine oberflächlich freundliche Distanz zuließ, ohne dass einer dem anderen dabei böse wäre. Aber es war überhaupt nicht vergleichbar mit jener Zeit, als es noch ***ihr*** Kiez war, in dem sie sich **ZUHAUSE** fühlte. Dieses Heimatgefühl ist in den letzten Jahrzehnten völlig verschwunden, zunächst nur stückchenweise, dann immer schneller und schneller, bis es irgendwann ganz weg war. In den letzten Jahren kam in ihrer Wahrnehmung verschärfend folgende Veränderung hinzu, wodurch sich das Gefühl der Heimatlosigkeit noch tiefer und schmerzhafter in ihre Seele brannte, jedenfalls empfand sie es so: Die drastische Zunahme von Frauen, ja bereits jungen Mädchen, die mit diesen Kopftüchern und den langen Gewändern herumliefen: dieses Tag für Tag wahrnehmbare Bild, das aus ihrer Sicht überhaupt nicht hierher passt. Ihre einstmals so geliebten Straßen und Plätze mit Leuten, die sie kannte, mit denen sie ein Schwätzchen halten konnte, waren ihr nunmehr völlig fremd geworden. Und dass die alten Zeiten jemals für sie würden zurückkommen können, war ausgeschlossen. Je mehr sie darüber nachdachte, desto trüber wurden ihre Gedanken, Trostlosigkeit bemächtigte sich ihrer immer stärker. Häufig begab sie sich dann zum Friedhof, um das Grab ihres Mannes zu besuchen: Sie saß manchmal über eine Stunde dort, um sich an schöne Erlebnisse zu erinnern, die nun schon weit, sehr weit zurücklagen. Aber was blieb ihr sonst noch?!